

**Geschwister.**

Roman von Martin Bauer.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es muß auch zugestanden werden, daß Mila sich überraschend taktvoll betrug. Die vielen Theaterbesuche und die reichliche befehlende Lektüre, die sie gegessen hatte, hatten vielleicht noch Nutzen gebracht. Sie war ja auch nicht dumm, sie war nicht umsonst ein Kind der Großstadt, das gelernt hat, das Leben ringsum mit offenen Augen und empfänglichen Sinnen in sich aufzunehmen. So verliebt sie auch in Malbert war, sie war doch klug genug, ihm ihre Zärtlichkeiten nie aufzudrängen. Sie gab sich nach außen kühl, mochte die Flamme in ihrem Innern noch so verzehrend lodern. Ihrer zukünftigen Schwiegermutter begegnete sie mit gut gespielter kindlicher Ehrfurcht; sie hatte eine wirklich hübsche Art, die weiße Hand der Dame an ihre Lippen zu führen, die auf die Dauer nicht ohne Eindruck bleiben konnte.

Baronin Eugenie begann allmählich, sich mit dem Schicksal ihres Sohnes ganz auszuöhnen. Mila war rosig und hübsch, sie war liebenswürdig und kleidete sich elegant. Sie wirklich gern zu haben, war gar nicht schwierig. Der ominöse Name Schulze ging in dem vornehmen Weltlingen unter, die Annehmlichkeiten des Schulzeischen Geldes blieben, und für diese Annehmlichkeiten waren die Sinne der Dame in letzter Zeit außerordentlich empfänglich geworden.

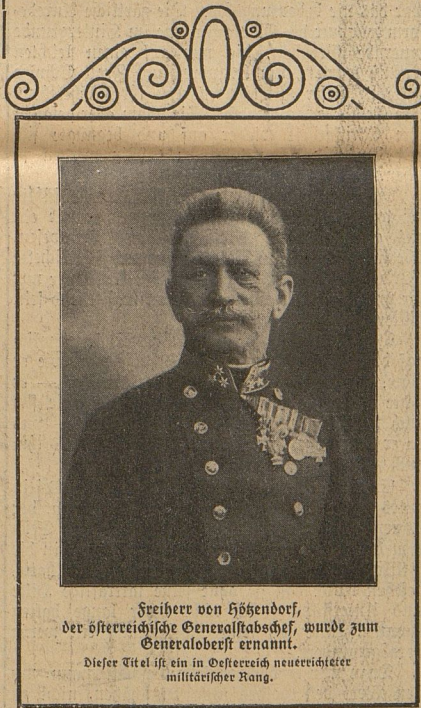
Hortensie stand der Verlobung ihres Bruders mit gemischten Gefühlen gegenüber. Sie erjah die Vorteile der Verbindung und erkreute sich daran, denn Geld ist eine Macht, der sich jeder beugen muß, wohl oder übel. Das hinderte sie nicht daran, es fast im nächsten Augenblick bitter zu beklagen, daß dadurch der Nimbus des Namens Weltlingen nicht eben erhöht ward.

Ach ja, dieser Nimbus schwand mehr und mehr; Hortensie seufzte, wenn sie daran dachte. Sie seufzte, aber sie freute sich dabei doch ihres vornehmen Namens, war stolz auf das Blut, das in ihren Adern rollte, und lebte im Grunde der Ueberzeugung, daß sie ob ihrer Geburt die Berechtigung habe, Ansprüche an das Leben zu stellen, daß die bescheidene Lebenslage, in der sie sich zurzeit befand, nur einen Uebergang für sie bedeute. Und sie träumte sich in eine Zukunft voll Glanz und Glück hinein, eine Zukunft, deren Mittelpunkt eine ganz bestimmte Männergestalt bildete . . .

Alexandra kam über einen kühlen, förmlichen Glückwunsch nicht recht hinaus, so sehr lebte sie ihr eigenes Leben. Kaum, daß sie einen Gedanken für des Bruders Geschick, sein Glück oder Unglück übrig hatte. Sie wurde nun schon zuweilen aus hilfsweise als Pflegerin im Krankenhaus der Viktoria-schwesteren verwandt, und eben in diesem selben

Krankenhause war Doktor Nieburg einer der behandelnden Aerzte. Alexandra hatte es nicht einmal gewußt, daß er seinen Wohnsitz nach Breslau verlegt hatte; die Ueberraschung war eine vollständige gewesen.

Kaum jemals noch war sein Name vor ihren Ohren genannt worden; seit seiner Heirat hatte sie sich redlich bemüht, nicht mehr an ihn zu denken, und sie hatte das auch ziemlich fertiggebracht, denn



Freiherr von Hösendorf, der östereichische Generalstabchef, wurde zum Generaloberst ernannt. Dieser Titel ist ein in Oesterreich neuerichteter militärischer Rang.

die gekränkte Eitelkeit war ihre Lehrmeisterin gewesen. Sie hatte wirklich geglaubt, mit dieser Episode ihres Lebens gründlich fertig zu sein, und nun mußte sie die Erfahrung machen, daß sie sich darin großlich getäuscht habe . . .

Die Leidenschaft in ihr war nicht gestorben, sie schlief nur; das erste Wiedersehen genigte, sie zu neuem Leben zu erwecken.

Ja, wäre ihr Doktor Nieburg ruhig und kühl entgegengetreten, ein in sich selbst gefestigter, feiner sicherer Mann, der das Leben nahm, wie es sich

bot, ihm die beste Seite abzugewinnen verstand, auch wenn überdieswichtige Glückseligkeit nicht sehr irdisch Teil geworden war. Aber er sah nicht aus wie ein zufriedener Mann, der nicht hinausbegehrt über das Schicksal, das ihm geworden. Er war merklich gealtert, sah blaß und müde aus, und in dem dunklen Haupt- und Barthaar schimmerien bereits reichlich silberne Fäden, obgleich er kaum die Mitte der Dreißig erreicht haben konnte. Die Augen blühten meist matt, nur mitunter flackerte eine heiße Flamme in ihnen auf. Diese Flamme brannte lichterloh, als nur nach so vielen Jahren Alexandra zum ersten Male wieder seinen Weg kreuzte. Auf beiden Seiten war die Ueberraschung so groß, daß alle Selbstbeherrschung davon hinweggeweht war, wie der Sturmwind lose Blätter vor sich herjagt. Alexandras Wangen färbten sich um eiskalte Schattierungen dunkler, und er hatte Mühe, das Zittern zu unterdrücken, das ihm durch die Glieder lief. Freilich, einige Sekunden später standen sie sich ruhig und gefaßt gegenüber, wechselten höfliche Worte, wie das Mädchen zu tun pflegen, die sich oberflächlich kennen. Alexandra reichte ihm sogar nach einigem Zögern die Hand, die er so vorsichtig erfaßte, als sei sie das zerbrechlichste Ding der Welt, um sie sofort wieder sinken zu lassen. Das Licht in seinen Augen erlosch, und Alexandras Wangen blaßten ab. Sie gingen auch bald wieder voneinander, er hierhin, sie dorthin; aber obgleich sie entschieden einander auszuweichen bemüht waren, führte sie der Zufall, dieser alte Kuppler, doch immer wieder zusammen.

Und Alexandra hörte tagsüber duzendmal seinen Namen nennen, denn er war überall gleich beliebt; bei den Kollegen, den Kranken und den Pflegern. Er stand auch seinen Mann, wenn es galt. Am Krankenbett zeigte er eine unerquitterliche Ruhe und Sicherheit, die mit der Schwere des Falles zu wachsen schien. Dafür konnte er wieder, wenn er seines Amtes gewaltet hatte, auf bedächtigende Weise zusammenklappen.

Hier und da hörte Alexandra hinter seinem Rücken flüstern und tuscheln, denn der Malich bringt überall ein; er macht auch an der Schwelle des Krankenhauses nicht halt. Man jagte, daß Doktor Nieburg mit seinen Nerben völlig herunter sei, daß er längst zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht nähme, um sich aufrecht zu erhalten. An den Genuß von Morphium gewöhnten sich ja bedauerlicherweise so viele Aerzte, und etwas mystisch tar man des Kruges Erwähnung, der so lange zu Wasser geht, bis er bricht.

Alexandra lief es eiskalt durch die Adern, und als sie gar noch hören mußte, daß es gar kein Wunder sei bei den unerquidlichen häuslichen Verhältnissen, in denen Doktor Nieburg lebe, er suche sich eben zu betäuben, und achte sein Leben für nichts, da war es um sie geschehen. Die Eiskälte verwandelte sich in einen Feuerstrom, das Blut hämmerte ihr in den Adern, daß ihr der Kopf zu

schmerzen begann. Sie wollte, sie konnte nichts mehr hören, und sie rannte davon, als werde sie gejagt. Aber war sie heute davongelaufen, um nichts mehr hören zu müssen, so ward sie in der nächsten Zeit um so begieriger, etwas zu erhaschen, was irgend auf seine Person Bezug hatte.

Fragen stellte sie nicht, dazu war sie denn doch zu stolz; aber sie erfuhr, auch ohne zu fragen, allmählich genug über ihn, so daß sie kaum im Zweifel darüber sein konnte, daß seine überdelt geschlossene Ehe ihm kein Glück gebracht hatte. Die Frau, die er geistig umhoch überragte, war weit davon entfernt, ihm eine verständnisvolle Gefährtin zu sein, und plagte ihn nebenher auch noch unaufhörlich durch grundlose Eifersucht — absolut grundlos, denn Doktor Nieburg wußte den Frauen förmlich aus, hatte nur die notwendigste, kühlste Höflichkeit für sie. Auch Alexandra gegenüber hielt er es nicht anders, und auch sie suchte keine Wiederbegegnung mit ihm herbeizuführen. Aber es ist auf Erden so eingerichtet, daß zwei, die zusammenkommen sollen, auch eigenem Widerstreben zum Trotz sich finden.

Auch Doktor Nieburg und Alexandra mußten sich zusammensuchen, dagegen halfen künstliche Kälte und Zurückhaltung nichts; eines Tages schlugen die Flammen der Leidenschaft über ihren Köpfen zusammen, und sie fanden sich zueinander zu kurzem, heißem Kuß . . .

Es ist alte, abgestandene Weisheit, die vor dem ersten Schritt warnt, aber sie bewährt sich noch heute. Sie warnt auseinander gefahren, kaum, daß die zuckenden Lippen sich gestreift hatten; aber ein Tropfen süßen, berauschenden Giftes war in beider Adern zurückgeblieben, und er tat seine Wirkung. Mehrere Tage hindurch vermieden sie sich gegenseitig mit ängstlicher Bewußtheit, um nachher um so heftiger einander zuzustreben. Wie oft in solchen Falle, stand das Mädchen mehr im Banne ihrer Leidenschaft als der Mann, und war kaum noch um eine Linie von dem Punkte entfernt, da der Mensch alle anezogenen Rücksichten und Vorurteile als wertlosen Plunder beiseite wirft und keiner anderen Stimme Gehör schenkt als der der eigenen aufgeregten Leidenschaft.

Die Nachricht von des Bruders Verlobung betrafte Alexandra ungefähr so wie die Erzählung aus einer fernen, fremden Welt, die mit der eigenen — das heißt derjenigen, in der sie selbst lebte und atmete — nicht das mindeste gemein hatte. Sie gratulirte mechanisch mit einigen passenden, wohlgelesenen Worten und war anerkenntlichst lieblich-würdig gegen die neue Schwägerin, aber sie hatte dabei einen abwesenden Blick in den Augen, und eine eigentümliche, träumerische Weisheit, die ihr sonst fern lag, war über ihr Wesen gebreitet.

Papa Schulze bewies seinen gesunden Menschenverstand dadurch, daß er am Abend nach der ersten Zusammenkunft mit ihr den Zeigefinger an sein Niesorgan legte und den bedeutamen Ausspruch tat: „Baronesse Alexandra gefällt mir nicht.“

„Aber, Papa,“ entrüstete sich Mila, „wie kommt Du mir so etwas lagen? Ach finde sie nun wunderhübsch; sie ist die hübscheste von den drei Schwestern, schon deshalb, weil sie meinem Herzensschatz am meisten ähnlich ist.“ Mila sprach das Wort „Herzensschatz“ mit einem Ausdruck, als zerfiele ihr ein Fondant im Munde, und ihre Augen blieten in schwimmender Bärlichkeit, was nicht gerade zu ihrer Verschönerung beitrug.

„Das mein' ich auch gar nicht,“ sagte Papa Schulze, mit der Hand auf seiner Glatze herumschlingend. „Was man so sagt, 'schöne Menschen', sind die Vellingenschen alle.“ „Mit Ausnahme der Jüngsten,“ warf Mila ein. „Die kleine, braune Sie ist ganz aus der Art geschlagen.“ „Mir gefällt nur die kleine sehr gut,“ sagte Papa Schulze bedächtig in herzlich überflüssiger Aufrichtigkeit.

Mila lachte auf. „Ihr Lachen klang unjüngendlich und scharf.“ „Papa hat nun mal eine Schwäche für meine jüngste Schwägerin, das ist klar. Hast Du eigentlich gar keine Anlage zur Eifersucht, Mama?“ Mila, die sich vermöge ihrer Töchter-

schulstiftung ihrer einfach erzogenen und ebenso geliebten Mutter außerordentlich überlegen fühlte, jagte das in spöttisch herausforderndem Tone. Diese bürgerlich-einfache Frau mit den unabgeschliffenen Manieren, die doch nur einmal ihre Mutter hieß, war ihr ein Dorn im Auge, und sie liebte es, sie durch Stichelreden auf ihre Verwundbarkeit hin zu prüfen.

Aber Frau Christine Schulze war verständig und nüchtern und hatte sich nie im Leben mit Gefühlsduseleien abgegeben. Der Tochter Worte hatte sie kaum gehört, in ihr Inneres waren sie schon gar nicht eingebrungen. Sie dachte darüber nach, was der Gatte über Alexandra gesagt, und so bemerkte sie jest, ihre Stridarbeit für eine Weile in den Ruhestand verlegend: „Vater hat ganz recht, Baronesse Alexandra gefällt mir auch nicht. Sie hat so etwas Unruhiges, Glackerndes in den Augen; ich wette, es ist etwas mit ihr nicht in Ordnung.“

Eigentlich waren das Herrn Schulzes eigene Gedanken, aber als er sie so von seiner getreuen Lebensgefährtin in Worte gekleidet vorgelesen bekam, erwachte ein nicht zu bändigender Widerspruch in ihm, und er warf sich sofort zum Ritter der bedrängten Unschuld auf. „Etwas nicht in Ordnung — bei einer Baronesse Vellingens! Na, da hör doch die Weltgeschichte auf! Ich muß Dich wirklich bitten, Christelchen, Dir Deine Worte besser zu überlegen.“

Herr Schulze pflegte seine Gattin nicht oft Christelchen zu nennen, und tat er es einmal, so war das nie bedeutungslos. Die zärtliche Alredeform war nur die Maske für eine im Hintergrunde lauernde Grobheit, die nur auf einen leichten Anstoß wartete, um loszubrechen. Frau Schulze hatte in dieser Hinsicht während ihres Ehelebens ihre Erfahrungen gemacht. Sie nahm aber gelassen ihre Stridarbeit wieder auf und begnügte sich mit den höflichen Worten: „Wir werden ja sehen.“ . . .

Mila suchte die runderlichen Näseln; sie küßte sich wieder einmal der Mama gegenüber wie ein aus ganz anderem Stoff gebildetes Lebewesen. Sie hing sich an des Vaters Arm und schmachtete ihm ab, daß bei der Beschaffung der Muskeuer nur ihre und ihres Verlobten Geschmack maßgebend sein sollten.

Der Verlobung sollte die Hochzeit so ziemlich auf dem Fuße folgen. Herr Schulze war, wie er sagte, im Prinzip gegen lange Verlobungen — er hatte wirklich zuweilen Prinzipien, wenn sie sich auch nicht in den Vordergrund drängten — und da er das große Portemonnaie hatte, stand es ihm auch zu, Verfügungen zu treffen.

Er nahm das mit Selbstverständlichkeit als sein gutes Recht in Anspruch, und keiner war da, der es ernstlich gewagt hätte, ihm dreinzureden. Seitdem der brave Herr einen genauen Einblick in die Vellingenschen Vermögensverhältnisse getan hatte, gehen hatte, daß sie ohne seine tatkräftige Hilfe und Unterstützung sich nicht mehr lange halten konnten, hatte sich keine Hochachtung ein wenig herabgemindert.

Dazu war er doch zu sehr Geschäftsmann, um den Wert des Goldes nicht zu schätzen, nicht zu wissen, daß Vornehmheit des materiellen Hintergrundes bedarf, um ihre Wirkung zu tun. Die Vornehmheit hatten die Vellingenschen, den materiellen, ach, so notwendigen Hintergrund gab er, der ehemalige Schlägtermesser Friedrich Schulze! Dieses Bewußtsein stählte sein Rückgrat; er trat mit überraschender Entschiedenheit auf und traf Bestimmungen für die Zukunft, gegen die nicht leicht anzukommen war.

Er traf auf keinen Widerstand. Adalbert durfte sich niemals den starken Charakteren zählen, er war herzlich zufrieden, sich treiben zu lassen und persönlich jeder Verantwortung überhoben zu sein. Eine glühende Leidenschaft für seine Braut hegte er nicht, für die großen Leidenschaften war er überhaupt wohl kaum geschaffen, aber er war ein junger Mann mit gesunden

Sinnen, und das viele Zusammensein mit Mila, ihr verliebtes, toteses Getändel mit ihm, ihr hübsches Gesicht und die schlante Fülle ihrer jungen Glieder blieben nicht ohne Wirkung auf ihr. Allmählich kam er so in einen Zustand, der ihm eine halbige gänzliche Vereinigung mit Mila als einen außerordentlich erstrebenswerten Zustand erscheinen ließ.

So stimmte er denn mit seinem zukünftigen Schwiegervater vollkommen überein, wenn von der baldigen Verheiratung des jungen Paares die Rede war. Auf was sollten auch die jungen Leute schließlich warten — ja, du lieber Gott, auf was? Geld ebnete alle Wege, und Geld war bei der Familie Schulze in reicher Fülle vorhanden. Daß Adalbert jemals noch einen Versuch machen könnte, ein Grameu irgendwelcher Art zu betreiben, glaubte er selber nicht. Wozu auch? Kein einziger vernünftiger Grund zwang ihn dazu. Nach einer Anstellung trug er kein Verlangen. Der Gatte der einzigen Tochter des Herrn Friedrich Schulze hatte es fürwahr nicht nötig, sich den Tausenden zuzugesellen, die begehrt und hungrig der Staatskrippe zuströben und jeden Vordermann mit scheelen Blicken musterten.

Ein Titel erübrigte sich ebenfalls für jemand, der die Vorherrschaft gehabt hatte, sich auf dem vernünftig freiziehenden Ball — Erde genannt — als Baron Vellingens einzufinden. Für seine persönlichen Wünsche war sonach alles in schönster Ordnung, und er hielt es für das beste, sich blind den Anordnungen seines Schwiegervaters zu fügen. Es kam tatsächlich so weit, daß Herr Schulze kommandierte — er, der noch wenige Wochen zuvor in der Nähe der gnädigen Frau Baronin kaum eine eigene Meinung wagte. Baronin Eugenie war auch bei weitem nicht mehr dieselbe, die sie ehemals gewesen. Sie war eine von den Naturen, die nur unter günstigen Umständen gedeihen können. Sie war weich, anlehnungsbedürftig und lebenswürdig, aber sie besaß weder Widerstandskraft noch Charakterstärke. Sie hatte die Verlobung geheißen lassen, und sie gestand sich nur ganz heimlich zu, daß sie dessen froh war. Laut leuzte sie viel, sah tiefbestimmt drein, durchmäzte unzählige Taschentücher mit ihren Tränen und gestiel sich in der Rolle der bestimmteren Mutter, die sich nur mit flehendem Widerstreben der Macht der Verhältnisse beugt . . .

Ein klein wenig erhellten sich ihre leidvollen Wienen von dem Tage an, da die Frau Oberst von Mehrbrink persönlich kam, um ihren Glückwunsch abzustatten. Diese würdige Dame trug einen unmöglichen Hut, einen Mantel, der vor ungefähr zehn Jahren modern gewesen sein mochte, und ein Kleid, das an Einfachheit und Geschmacklosigkeit kaum überroffen werden konnte. Also einen erquicklichen Anblick bot sie nicht, aber sie machte das durch eitel Liebeshwürdigkeit wett.

Sie zeigte sich entzückt von dieser Verlobung, an der sie für ihre Person nichts auszuwischen fand, und sie gab Baronin Eugenie ziemlich unverblümt kund, daß sie sie gar nicht für so klug gehalten hätte. Sie tat es nicht anders, sie mußte die Familie Schulze persönlich kennen lernen, und dieses Kennenlernen verlief bewunderungswürdig.

Sie fand Mila allerkiebt, wenigstens sagte sie ihr das ins Gesicht, unterhielt sich mit Herrn Schulze über Neubauten, Straßenpflasterungen, elektrische Beleuchtung und ähnliche schöne Dinge von lokalem Interesse und kam mit Frau Schulze in ein ebenso anregendes wie lehrreiches Gespräch über die beste Art, Salzgurken einzulegen.

Die Frau Oberst hatte darin, wie sie klug bemerkte, absolut keine glückliche Hand, und Frau Schulze, deren Eltern einen nicht gerade feinen, aber nahrhaften Vorhofhandel, hioraris Häudelei genannt, betrieben hatten, standen gerade auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen zu Gebote, die sie mit Behagen und nicht ohne Selbstgefühl an den Mann brachte. Sie hatte so selten Gelegenheit, auf irgendeinem Gebiet Ueberlegenheit zu zeigen, daß sie ganz beglückt war und vielleicht zum ersten



Male an Wilas Verlobung auch ihrerseits keine Freude empfand . . .

Baronin Vellinggen hatte sich angewöhnt, in der Frau Oberst so gewissermaßen die Vorsehung ihrer Familie zu sehen, und das Verhalten dieser Dame wirkte nun so ähnlich auf sie ein wie ein warmer, sanfter Regen auf dürres, verschmachtetes Erdreich. Wenn die Frau Oberst Albalberts Heirat nicht nur sanktionierte, sondern sie sogar als einen großen Glücksfall pries, so hatte sie selbst es ferners hin auch nicht mehr nötig, mit ihren eigentlichen Empfindungen Verstecken zu spielen. Sie ließ also die schwermütige Maske ein wenig sinken, ihr Gesicht zeigte wieder etwas von dem ruhig-zufriedenen Ausdruck ihrer Ehejahre, ward wieder freier und anmutiger.

Leider zerstückte Herr Schulze mit läppisch zufriedener Hand dieses langsame Sichwiederfinden, indem er eines Tages die Frage tat, wie sich denn die Frau Baronin ihr eigenes Leben in Zukunft einzurichten beabsichtige. Er stellte diese Frage in Baronin Eugenie's eigenem Salon, in dem er längst gelernt hatte, sich heimlich zu fühlen.

Er balancierte auch nicht mehr in einer für seine ründlichen Körperverhältnisse gefährdenden Weise auf der äußersten Kante eines dünnbeinigen Stuhles. O nein, die Zeiten waren vorbei — gottlob, für immer vorbei! Breit und behaglich sah er in dem bequemsten Sessel, den er zu finden wußte. Er drehte auch nicht, wie er das früher getan, die Finger umeinander, daß ihre Gelenke frachten — derlei Verlegenheits-mañöver waren jetzt ein überwundener Standpunkt für ihn. Heute hatte er beide Daumen in die Hosentaschen gehakt und sich weit hintenüber geliegt, während er die Frau Baronin betrachtete, die den Heutertopf innehatte und mit den weißen, aristokratischen Fingern lässig an einer Buntstickerei arbeitete, die dazu bestimmt war, dem zu gründenden jungen Haushalte zum Schmuck zu dienen.

Sie ließ die Arbeit sinken, und ihre noch immer schönen blauen Augen sahen Herrn Schulze verständnislos entgegen. Er lächelte wohlwollend und wiederholte seine Frage ohne eine Spur von Ungeduld. Dabei dachte er: „Was sich die Frau wieder herausgemacht hat — beinahe ungläublich. Vor vier Wochen sah sie aus wie eine Greisin, heute könnt' man sie für die älteste Schwester ihrer Töchter halten. Da sieht man wieder, was Masse tut. Meine Christine war auch mal jung und hübsch, aber mit der Jugend war auch das hübsche Süßchlein futsch — für immer. Wenn man die beiden Frauen heute nebeneinander steht — na, ich danke für Ost! Dabei fragt sich's noch, welche von beiden die jüngere ist.“

Von diesen Gedanken stand nichts auf seinem Gesicht geschrieben, und so fragte Baronin Eugenie ruhig in der etwas schlappenden Nebenweise, die ihr eigen war: „Wie ich mit mein Leben in Zukunft einzurichten gedenke, fragen Sie mich, lieber Freund?“ Sie hatte sich's angewöhnt, ihn öfters einmal „lieber Freund“ anzureden. Sie vermißte es dadurch, den ihr doch noch immer odösen Namen „Schulze“ in den Mund zu nehmen, und das Schmeckhafte, das in dieser Anredeform lag, gefiel ihr nicht felber. Sie fühlte sich dabei immer ein wenig als große Dame dem Mebejer gegenüber. „Na ja, natürlich, werteste Baronin; denn in der bisherigen Weise kann es doch unmöglich weitergehen. Wenn Sie noch eine Zeitlang so fortwirtschafften wie jetzt, so kommt der Tag, an dem Sie arm sind wie eine Kirchenmaus, und was dann? Welcher vernünftige Mensch ohne Aussicht auf Erwerbsquellen verzehrt denn sein Geld bis auf den letzten Pfennig? Ich frage; Welcher vernünftige Mensch tut das?“

Herr Schulze hatte gut fragen; die Dame dachte an keine Antwort. Eine Art von Versteinerung bemächtigte sich ihrer, und regungslos hörte sie den Vorschlägen zu, die Herr Schulze ihr zu machen hatte. Bloße Vorschläge waren das freilich nicht. Herr Schulze gehörte nicht zu denjenigen, die Vor-

schläge machen, um sie von anderen verwerfen zu lassen. Wenn er eine Sache zur Sprache brachte, so war er fix und fertig damit. Widerspruch brauchte sich ihm nicht erst entgegenzustellen, er rannte ihn einfach über den Haufen vermöge der Macht, die ihm zu Gebote stand: der zauberkräftigen Macht des Geldes.

Er rückte mit seinem Sessel ein gutes Stück weiter, so daß er der Dame in vertrauliche Nähe kam. Dabei verließ seine Daumen ihren beliebten Platz in den Hosentaschen, und seine Nästern weiteten sich, um den Duft von Vornehmheit in sich aufzunehmen, der die Erscheinung der Dame gleichsam unwitterte, und der für Herrn Schulzes plebejische Geruchsnerven nun einmal ein Labial bedeutete. Das roch freilich ein wenig anders, als es dereinst in dem Kaume ge-rochen hatte, wo unter seiner wissenschaftigen Oberleitung die verführerischen, appetitlichsten Wurfkorten entstanden waren. Ja, er hatte sein Geschäft verstanden, als Schlächtergelelle angefangen, sich langsam, aber sicher zum Wurf-fabrikanten emporgearbeitet, und heute hatte er einen wirklichen Baron zum Schwiegerohn, und wenn man genau hinsah, so mußte man zugeben, daß so ziemlich das Gesicht der gesamten aristokratischen Familie von seinem guten Willen abhängig war.

Das war ein stolzes Gefühl, so recht dazu angehen, sein Behagen an sich, seine Selbst-zufriedenheit auf erfreuliche Weise zu steigern.

„Ich denke mir das so“ — Herr Schulze knippte mit Daumen und Zeigefinger ein Labal-körnchen weg, das sich verträglich auf der leuchtend weißen Weste breit machte, die sein Bäuchlein umspannte. Er war ein leidenschaftlicher Schnupper, aber er frönte diesem Lafter nur in der Heimlichkeit, da Mila es für ordinär erklärte. Nach diesem bedeutungsvollen Eingang machte er eine Pause, betrachtete die Dame, die in ihrer Verfeinerung mit halb bewundernden, halb gering-schätzigen Blicken verharrete, und fuhr dann ruhig fort:

„Sie, Frau Baronin, lösen Ihren Haushalt auf und ziehen zu den Kindern — ich meine damit unsere beiderseitigen Kinder: Ihren hübschen Söhlgen von Sohn und meine kleine Mila. Einen eigenen Haushalt fernehin zu führen, wäre nicht nur ein Unfinn, sondern beinahe eine Sünde, jetzt, wo die Baronesseentöchter es so ziemlich schon gelernt haben, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich bin der Ansicht, daß es für die jungen Damen gut ist, wenn sie sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie für sich selber zu sorgen haben. Vergleichen stählt gewissermaßen das Nüstergat. Saha!“

Herr Schulze glaubte sich sehr fein und zart-fühnd auszudrücken, denn irgendwie mußte er es den Vellinggen doch klarmachen, daß er nicht gewillt war, etwa die ganze baronliche Familie auf der Tasche liegen zu haben. Er war ohnehin schon großmütig genug; aber ein so himmelhoher Narr war er denn doch nicht.

„Sie meinen?“ stotterte die Baronin, da Herrn Schulzes Gesichtsausdruck deutlich verriet, daß er nun ihrerseits eine Meinungsäußerung erwartete. Aber wie sollte sie sich äußern? In ihrem Kopfe wirbelte es, und sie fühlte sich unglücklich elend im Bewußtsein ihrer Ohnmacht diesem Manne gegenüber, auf den sie bisher immer herabgesehen hatte, und der sich ihr heute von einer ganz neuen Seite zeigte, indem er den Herrn der Situation herauskehrte.

Da fiel ihr zum Glück ihre Nüßte ein, die kleine Lie, die so wenig Weijens von sich machte, so geräuschlos kam und ging, daß man sie fast aus dem Gedächtnis verlieren konnte. Das war ihr im Augenblick wie ein Rettungsanker. Tief Atem holend besann sie sich auf ihre Würde und sagte etwas oberhin:

„Alles ganz gut und schön, lieber Freund; ich erkenne Ihre glütige Sorge für mein Wohlergehen mit gegiemendem Dank an, aber ich habe doch nicht nur Pflichten gegen meine älteren Kinder. Al-

genommen, Hortense und Alexandra könnten wirklich in Zukunft meiner mütterlichen Obhut entraten, so bleibt doch immer noch meine kleine Lie übrig, die die Mutter noch sehr gut braucht.“

Das war der letzte Trumpf, und Frau von Vellinggen erwartete den Erfolg. Sie sah dabei ruhig und selbstlicher aus, während ihr das Herz erregt klopfte. Herr Schulze räusperte sich, besah seine Stiefelspitzen und schnippte noch ein unsichtbares Stäubchen von seinem Rockärmel, bevor er wieder anhub:

„Meine verehrte Frau Baronin! Mit den Gefühlen ist das ja eine sehr schöne Sache, o gewiß; aber mit Gefühlen allein kommt man nicht durch die Welt. Die Hauptlache ist, daß etwas praktisch ist, dann kann man immerhin auch die gefühlvolle Seite in Betracht ziehen. Vornehme Leute sind ja voll von Jugend auf immer gewöhnt, die Gefühle vorauszuschicken, aber ich bitte Sie, was kommt dabei heraus?“

Diese Frage hatte einen etwas höhnischen Beiklang, und die Dame sentte den Kopf wie schuld-bewußt, obgleich sie persönlich ihr ganzes Leben hindurch wirklich nicht zu sehr unter der Herrschaft ihrer Gefühle gestanden hatte.

„Na ja, das ist nun mal so,“ sprach Herr Schulze weiter, und es klang fast gönnerhaft. „Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern; aber eine Lehre kann man daraus ziehen, jawohl, das kann man. Also, ich denke mir das so: Sie ziehen zu den Kindern, die Wohnung wird so eingerichtet, daß Sie sich gegenseitig nicht im Wege sind, das soll meine Sorge sein. Ich habe da schon meinen Plan, schon eine bestimmte Wohnung ins Auge gefaßt. Die beiden älteren Fräuleins stehen für sich selber ein, bleibt danach nur die dritte, die kleine Lie.“

Er nettelte in überflüssiger Weise an einem Westentknoß; gab sich dann einen Ruck und sprach schnell weiter: „Nun einsachten ist es, daß das kleine Fräulein unsere Hausgenossin wird, bei mir und meiner Frau wohnt und ist. Sie besucht vorläufig die Handelsschule weiter, ich schähe aber, daß es nicht mehr lange dauert, bis sie auf eigene Füße kommt, denn sie ist ein tüchtiger kleiner Kerl. Es wird leer werden bei uns, deshalb freuen wir beide, meine Alte und ich, uns schon auf das junge Ding. Sie wissen, verehrte Baronin, wir sind schon gute Freunde, die kleine Lie und ich.“

Frau von Vellinggen nickte stumm mit dem Kopfe. Das war eine Art zu antworten, die ihr nicht zusiedensetzte, und sie zwang sich dazu, etwas zu sagen. Seine Ohren fingen einiges auf von Ueberraschung, nicht so rasch einen Entschluß fassen können, erst mit den Kindern zu Rate gehen müssen — was eben erwiderte Frauen in derlei Fällen vorzubringen pflegen. Er lächelte nachsichtig, stand auf und zog die Weste straff.

„Bon, nehmen Sie sich Zeit und gehen Sie zu Rate, ich dränge nicht um Entscheidung, weil ich genau weiß, wie sie ausfallen wird und muß. Empfehle mich, verehrteste Baronin, jederzeit zu Diensten.“

Mechanisch reichte sie ihm die Hand, die er nicht mehr ganz so respektvoll erfaßte wie früher; dann ging er schwerfälligen Schrittes, mit knarrenden Stiefeln, davon, und sie blieb in einer Stimmung zurück, die alles andere eher als behaglich genannt werden konnte.

Genau so gestaltete sich alles, wie es sich in Herrn Schulzes erstündlichem Sinn gemalt hatte. Baronin Eugenie gab das hübsche Widerstand auf, das sie ihrer passiven Natur abringen konnte, da sie bei ihren Kindern die erhoffte Unterstützung nicht fand.

Albalbert hatte überhaupt keine eigene Meinung, er ward mehr und mehr zum Sprachrohr der Familie Schulze. Seine Verliebtheit in Mila wuchs noch immer, und seitdem sein Schwiegervater ihm gelegentlich hier und da einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse gestattete, war er ganz geneigt, sich für einen Glückspilz zu

halten, und er sah einen Lebensweg vor sich, der ihm mit dornenlosen Rosen bestreut dünkte.

Sortenje kümmerte sich um ihre Familie kaum noch. Sie hatte sich bei Mannheimers gut eingerichtet und hatte keine anderen Interessen mehr als für ihre eigene Person, insbesondere für ihren Skirt mit Herrn von Rottwitz, der ihrer Meinung nach mit einer Verlobung seinen regelrechten Abschluß finden mußte. Nebenher begann es ihr Spaß zu machen, die Leidenschaft des Hausjohannes für sie zu beobachten und sie durch gelegentliche sanfte Blicke zu nähren, die von nichtsagenden, aber in zärtlichem Tonfall gesprochenen Worten begleitet waren.

Noch weit mehr war Alexandra mit sich selbst beschäftigt. In ihr tobte ein Sturm von Leidenschaften, denen sie ohne Bedenken nachzugeben fähig war, wenn es der Augenblick gebot und ihre aufgeregten Sinne forderten. Die Zukunft war ihr gleichgültig, der Augenblick galt ihr alles. Für sie war in der Welt überhaupt nur noch Doktor Nieburg vorhanden, sie lebte eigentlich nur in den sorg genug bemessenen Momenten des Zusammenstehens mit ihm. Sie war nun bereits angestellte Krankenpflegerin und kam auch ihren Obliegenheiten gewissenhaft nach, aber ohne jede Spur von wirklicher Anteilnahme. Sie tat, was ihr aufgetragen wurde, nicht weniger, aber auch nicht mehr; alle ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit dem einen, der für sie die Welt bedeutete, er, dem die ersten heißen Schläge ihres Herzens gehört hatten und den das Schicksal ihr wieder in den Weg geführt hatte, niemandem zum Heil, denn was sollte daraus werden?

Mutter und Geschwister galten ihr nichts mehr, ihre Namen waren für sie leerer Schall, die wichtigsten Angelegenheiten der Mutter liebten sie durchaus gleichgültig. Ueberall fand Baronin Eugenie taube Ohren für ihre Klagen; selbst Lie, der doch die Hausgenossenschaft von Schulze drohte, schlug sich nicht auf der Mutter Seite. Sie zeigte einen merkwürdig gefäzten Gesichtsausdruck den häufigen Tränen der Mutter gegenüber, schwieg mir fest aufeinander gepreßten Lippen, und nur, wenn geradezu ihre Meinung herausgefordert wurde, sprach sie, kurz, knapp und verständlich, wie sie sich das zum Geheß gemacht zu haben schien. Frau von Veltkingen rang die Hände und stöhnte: „Du mißsiehst doch auf meiner Seite stehen, Lie, gerade Du; denn Dich treffen die geplanten Aenderungen nächst mir selber am härtesten. Es ist einfach unerkennbar, daß Du Dich in der Familie Schulze wohlfühlen kannst.“

Dazu lädelte Lie nur, so ein stilles, abgeklärtes Lächeln, das sich selten in dem jungen Gesicht ausnahm.

„Darauf kommt es ja wohl nicht an, liebe Mania.“

„Aber Du mußt doch zugeben, Kind, daß dieser alte Plebejer sich unverzeihlich rücksichtslos gegen uns benimmt!“

Lie schwieg eine Weile, bückte sich, küßte der Mutter die Hand und flüsterte: „Sei mir nicht böse, Mamachen, aber ich denke, Herr Schulze meint es gut mit uns. Wie er es einrichtet, so wird es praktisch und gut sein, denn sicher ist, daß er besser rechnen kann als wir Veltkingens insgesammt. Vielleicht kann ich dem alten Herrn in der Beziehung etwas ablernen, Mühe will ich mir geben.“

Mit diesem gutgemeinten Versuch, die Gelegenheit ins Eherzasse hinüberzupielen, schlüpfte Lie aus dem Zimmer, und Baronin Eugenie blieb allein zurück, zornig, aufgeregt und davon überzeugt, daß keiner anderen Mutter ähnlich lieblose Kinder vom Schicksal beschert waren wie ihr.

Das blieb auch ihr letzter Versuch, sich den Fluten entgegenzustemmen, die über sie hinwegrollen wollten. Nun ließ sie über sich verfügen und tat so, als habe sie überhaupt kein Selbstbestimmungsrecht mehr. Es hatten sich eben alle

gegen sie verschworen, dagegen war nicht aufzukommen.

Selbst Minna, die Köchin, die seit undenklichen Jahren in der Familie war und von ihrer Herrin nie ein böses Wort zu hören bekommen hatte, zeigte keine Spur von Bedauern, daß man ihrer Dienste in Zukunft entraten könne. Dabei hatte die Baronin die erforderliche Unterredung mit ihr aus einem eigenen, peinlichen Gefühl heraus tunlichst verzögert, nachdem der Versuch, sie so gewissermaßen als Inventar in den jungen Haushalt mit hinüberzuschmuggeln, gänzlich gescheitert war, weil Mila nicht wollte. Minna brach weder in Tränen aus, noch erging sie sich in Bitten und Beschwörungen, wie ihre Herrin erwartet hatte. Sie hörte in achtungsvoller Haltung zu, denn Minna hatte nicht umsonst eine lange, ruhreiche Laufbahn als herrschaftliche Köchin hinter sich; sie wußte, was sich schickte.

Ihre Augen blickten vergnüglich und trocken, ihr rundes, rotes Gesicht zeigte einen zufriedenen Ausdruck. Es träte sich sehr günstig, erklärte sie, denn sie habe ohnehin die Absicht, sich zu verändern, sie wolle sich nämlich verheiraten. Bei diesem bedeutungsvollen Wort versuchte die überreife Jungfrau, schämig auszuweichen, wobei ihr Gesicht einem Kupferfessel zu ähneln begann, und die hartgearbeiteten Finger gingen an den unterge-schlagenen, entblößten, stämmigen Nerven auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(Manuskript verboten.)

**N**un, nicht wahr, hier liegt sich's besser als drüben im großen Saal, wo Sie die Unruhe der anderen Patientinnen so quälte, liebe Frau Sanner?

„Ja! Gottlob! Es ist fürchterlich, wie sie abwechselnd lachen, schwagen, stöhnen, von ihren Leiden erzählen oder Operationen beschreiben! Ich glaube, ich hätte es dort keinen Tag länger ausgehalten!“

Die junge, blonde Pflegerin mit den flugen Augen, die so warm aufleuchten konnten, wenn ihr jemand sein Leid klagte, lächelte.

„Es beunruhigt Sie, weil Ihnen das Leben in einem Krankenhause fremd ist. Darum hat ich auch den Herrn Hofrat, daß wir Sie ausnahmsweise in dies zufällig leer stehende Zimmer bringen dürfen. Aber nun müssen Sie dafür vernünftig sein, sich nicht mehr fürchten.“

Ein Seufzer tiefer Beängstigung aus der Brust der Kranken unterbrach sie. „Ach, ich fürchte mich aber grenzenlos! Immer muß ich an meine armen Kinder denken, und ob mein Mann sie auch zu tüchtigen Menschen erziehen wird, wenn etwa die Operation bei mir schlecht ausgeht.“

„Wer wird denn an so etwas nur denken!“ Gertrud Schenker schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ihr Fall, liebe Frau Sanner, ist ja gar kein schwerer! Aehnliche Operationen werden fast täglich hier in Hofrats Westendorfs Klinik gemacht, und immer mit bestem Erfolge.“

„Der Herr Hofrat ist so ungeduldig — nur Ihnen zuliebe, auf die er große Stücke zu halten scheint, gab er sich bisher überhaupt mit mir ab. Und wenn er nun bei der Operation?“

„Operationen wie diese macht der Herr Hofrat nie selbst. Er besetzt sich nur mit außergewöhnlichen Fällen persönlich, die anderen weist er den Sekundärärzten oder seinen Assistenten zu. Sie wissen, daß er auf meine Bitten hin, Doktor Lauterbach mit Ihrer Behandlung betraute. Da sind Sie aber nun in den denkbar besten Händen, denn einen teilnehmenderen, freundlicheren und gewissenhafteren Arzt haben wir gar nicht hier auf der Klinik!“

Die Kranke, eine ältliche, abgearbeitete Frau, rückte unruhig in den Kissen herum.

„Ja . . . gewiß . . . aber da Sie schon mein guter Engel sind, Schwester Gertrud, so möchte ich Sie noch um etwas bitten. Es beunruhigt mich so sehr, und ich erlaube es erst zuvor aus den Reden der anderen Patientinnen“ —

„Sie sie weitersprechen konnte, hatte sich die Tür geräuschlos geöffnet und zwei Herren waren eingetreten. Trotz des gedämpften Lichtes erkannte Gertrud den Chef der Abteilung, Hofrat Alexander Westendorf, der vom Sekundärarzt Doktor Ernst Lauterbach begleitet war.“

Neben der stattlichen Erscheinung Westendorfs mit der etwas beabsichtigt genialen Haltung und dem stottern Kinnstückerkopf — sein heimlicher Stolz — sah der junge Arzt, dessen schwarzes Haar, ganz kurz geschritten, ein offenes aber etwas streng dreinblickendes Antlitz mit dunklen, melancholischen Augen umrahmte, beinahe nüchtern aus; Lauterbach war ein Schüler des berühmten Mannes, den weniger Verdienst als eigene Geschicklichkeit und günstige Umstände zu den Höhen des Ruhmes rasch emporgetragen hatten.

Westendorf nannte Lauterbach seit einiger Zeit sogar seinen „Lieblingschüler“ und zog ihn sichtlich immer mehr in seine Nähe, obwohl der junge Arzt, der sich am wohlsten fühlte, wenn er still seinen Beruf ausüben durfte, nur widerstrebend folgte.

„Wenn er ein bißchen findig ist, kann er glänzend Karriere machen!“ flüsterten die Kollegen neidvoll, und begriffen nicht, daß er seine Chancen nicht einmal zu merken schien.

Wenn Gertrud Schenker solche Bemerkungen hörte, dachte sie: „Gottlob, er ist nicht — findig! Er weiß etwas Besseres mit seinem Beruf anzufangen als „Karriere zu machen“. Was sollte er denn auch damit beginnen, er, dem Arbeit hoch über Luxus und Genuß steht?“

Sie hatte sich jetzt beim Eintritt der beiden Herren überaus erhoben. Westendorf, der sonst nur vormittags, von seinen Schülern und dem ersten Assistenten, Doktor Tiller, begleitet, einen kurzen Rundgang durch die Klinik zu machen pflegte, widmete, wie sie wußte, die Nachmittage fast ausschließlich seinem unter Direktor Römers Leitung stehenden Sanatorium und der einträglichen Privatpraxis.

Westendorf drückte Gertrud die Hand und nickte der Kranken zu. „n Abend, liebe Frau! Schon etwas beruhigter? Könniten's wahrlich sein! Aber Sie wissen wohl gar nicht, wie gut es Ihnen bei uns geht? Eigenes Zimmer — die beste Pflegerin der Klinik — bah, die beste, die's überhaupt gibt!“ —

„Herr Hofrat!“ wehrte Gertrud stimmungselnd ab. Westendorf aber lachte und warf den vielbewundern „Kinnstückerkopf“ mit genialer Bewegung zurück.

„Na, na, schon gut! Ach weiß, was ich sage, liebe Gertrud. Dabei spielt weder der Jugendfreund Ihres verstorbenen Vaters noch Sentas Vater mit. Das Zeugnis gibt Ihnen nur der Arzt. Ich wünschte, das Rudolfinerhaus bildete lauter solche Pflegerinnen aus!“

„Der Herr Hofrat hat recht!“ setzte Doktor Lauterbach warm hinzu. „Sie sind unter den weltlichen Pflegerinnen hier die einzige, die rückhaltlose Bewunderung verdient.“

Westendorfs hellgraue, scharfe Augen glitten blitzschnell, wie in Bestürzung, über den jungen Sekundärarzt hin. Einwas Mergeliches, Gereiztes blieb in seinen Zügen, fast als wolle er sagen: „Du hast hier gar nichts zu bewundern, mein Lieber! Was fällt Dir nur ein?“ . . .

Dann bohrte er setundenlang den Blick mißtrauisch forschend in Gertrud Schenkers klare, reine Züge und armete unwillkürlich auf. Nun — die „rückhaltlose Bewunderung“ schien gottlob keinen Eindruck zu machen!

„Er wandte sich wieder an die Patientin. „Also nur Courage, liebe Frau — übermorgen ist der große Tag, da wird Doktor Lauterbach Sie operieren!“

Die Kranke erblähte, ihre verarbeiteten Hände zitterten wie Espenlaub. Groß und erschreckt rührten ihre Augen auf dem berühmten Professor. „Heberrnorgen?! . . . Schon . . . übermorgen?!“ Westendorf lachte.

„Na — na, wer wird denn so ein Haienfuß sein! Wegen so einer Kleinigkeit! Wir bringen Sie doch nicht um. Im Gegenteil!“

Gertrud Schenker streichelte die Hand der Kranken und flüsterte ihr beruhigende Worte zu. Sie hatte für den Augenblick die beiden Herren ganz vergessen.

Frau Santner beruhigte sich indessen nicht vollständig. Unruhig sah sie den Professor an.

„Herr Professor . . . und wenn ich operiert werde . . . Ich habe gehört, daß dann die Herren Studenten auch dabei sein dürfen und . . . und“ — Westendorf lachte noch stärker.

„Ja, natürlich! Sie sind doch auf der Klinik! Ich habe Ihnen auf Fräulein Gertruds Bitten hin ohnehin schon genug Konzessionen gemacht, indem ich Sie aus dem großen Krankensaal in dies Zimmer legen ließ. Jetzt dürfen Sie wirklich nicht kindisch sein.“

Die Frau brach in Tränen aus. „Ich überleb's nicht! . . . Nein, ich überlebe es nicht! . . . ja . . . ja“ —

„Unfinn!“ Westendorf runzelte ungeduldig die Stirn. „Kommen Sie mir nur nicht mit solchen Zimperlichkeiten! Regel ist Regel. Und jeder auf meiner Klinik muß sich darin fügen. Wenn's Ihnen nicht paßt, dann kommen Sie in mein Sanatorium, da operieren wir Sie — ohne Publikum. So aber . . . na, Schluß! Übermorgen um 10 Uhr also!“

Er wollte sich zum Gehen wenden, aber Frau Santner sah ihn beschwörend mit gefalteten Händen an.

„Herr Professor . . . um Gottes willen! . . . Nur einen Augenblick noch . . . Ich kann den Gedanken nicht ertragen und mein Mann . . . ich hab's ihm heilig versprochen müssen . . . wenn's nicht anders geht, dann . . . er wird auch das Opfer noch bringen, nehmen Sie mich lieber ins Sanatorium!“

Westendorf zuckte die Achseln. „Wie Sie wollen. 3. Klasse zwölf Gulden per Tag ohne Nebenbesen. Die Operation vierhundert Gulden — wenn Sie das zahlen können . . . ich konnte ja nicht wissen, daß Sie so bemittelt sind.“

„Ich bin es nicht, Herr Professor! Mein Mann hat nur ein Landgasthaus, das höchstens im Sommer Neingewinn abwirft. Aber eh' ich mich so begaffen lasse . . . nein, der Gedanke ist mir zu schrecklich! Ja . . . ja, ich will ins Sanatorium.“

„Schön. Wir haben dort ein Zimmer 3. Klasse frei. Morgen können Sie übersiedeln.“

„Und Schwester Gertrud — die darf doch bei mir bleiben?“

„Oh — Fräulein Schenker ist eigentlich hier angestellt. Aber da es schon lange mein Wunsch ist, sie für das Sanatorium zu gewinnen, so habe ich nichts dagegen. Vielleicht überzeugt sie sich endlich, wie viel besser sie es dort hätte. Na, Gertrud — was sagen Sie dazu?“

Gertrud wollte heftig ablehnen. Aber Frau Santner umklammerte ihre Hand so beschwörend und versicherte, leise schluchzend, ohne Gertrud nie den Mut für die Operation zu haben, daß das junge Mädchen endlich heutzutage nachgab.

„Aber nur für so lange, als mich Frau Santner dort braucht, dann kehre ich hieher zurück, wo man mich nötiger braucht und wo ich glücklich bin,“ jagte sie bestimmt.

Westendorf lächelte nachsichtig. „Na, darüber reden wir ja dann noch.“ Jetzt — aber — er tat, als besinne er sich eben erst auf etwas — „nun hätte ich beinahe das Wichtigste vergessen: Senta trug mir auf, Ihnen zu sagen, liebe Gertrud, daß Sie morgen doch endlich zu unserem Jour kommen müssen. Diesmal gibt's keine Ausflucht. Sie müssen kommen! Meine Frau erwartet Sie bestimmt.“

Gertrud Schenker hatte erst laden wollen, so ungeheuerlich kam ihr der Gedanke vor, daß sie, die Krankenpflegerin der Armenabteilung, auf dem „Jour“ der berühmten Kapazität erscheinen sollte, dann senkte sie erschrocken den Blick.

In den Augen Westendorfs blitzte etwas Dringendes gebieterisch auf. Sie wollte eine Ausflucht murmeln, aber da beugte er sich rasch zu ihr nieder und flüsterte, nur ihr verständlich: „Es ist auch mein Wunsch, Gertrud. Sie werden doch mir die kleine Bitte nicht abschlagen, mir — Ihrem Protektor?!“

Die junge Pflegerin erbeute. Es war nicht das erste Mal, daß er sie verwirrt machte durch diesen sonderbar warmen Ton, der ihr unbestimmte Angst einflößte.

Aber was sollte sie tun? Er war einst der Freund ihres Vaters gewesen und nach dessen

„Ja — leibhaftig! Ist Papa schon fort?“ „Er ging vor einer Viertelstunde.“ „Nun, das tut nichts . . . eigentlich wollte ich ja nur Dich sprechen, Gertr. Aber, weißt Du, daß es scheußlich hier ist? Diele Stille, dieser infame Geruch von weiß Gott was für Desinfektionsmitteln . . . wie Du das aushalten kannst!“

Gertrud lächelte. „Ich bin nirgends so glücklich wie hier. Hier habe ich meine Arbeit und damit — meine Welt.“ „Na ja — Du warst ja immer so'n komisches, überpanntes Tierchen. Ich würde einfach zugrunde gehen dabei.“

„Es wundert mich, daß Du Dich dann überwunden hast, herzukommen!“ Senta lächelte verschmizt.

„Ja, siehst Du, das hat eben seinen Grund. Was tut man nicht, um — Du, Gertr, sag' mal — Du kommst wohl recht viel mit Ernst Lauterbach zusammen?“ Ihre Augen bohrten sich forschend in die Gertruds.

„Wie meinst Du das, liebe Senta?“ „Na, stell Dich doch nicht so . . . so . . . naiv! Er ist doch auch hier, und Tiller hat mir gesagt, daß Du seit vier Wochen auf seiner Abteilung beschäftigt bist. Du — da werdest Ihr doch gute Freundschaft gepflogen haben?“

Gertrud lächelte halb erstaunt, halb belustigt.

„Du hast wohl keine rechte Vorstellung von der Arbeitslast, die es in einer Abteilung mit vierzig bis fünfzig Kranken täglich gibt. Zum Freundschaftschließen bleibt da wirklich keine Zeit übrig.“

„Gut, gut! Aber Du kennst ihn, das ist die Hauptsache. Und Du kommst morgen? Papa hat Dir doch gesagt —“

„Allerdings. Er befahl sogar fest, aber —“

„Liebe, liebe Gertr!“ — zwei schlanke Arme umschlossen Gertrud plötzlich — „Du mußt kommen! Ich — sie stochte ein wenig. Ihr Blick war mitzutraulich, unruhig, forschend. Dann setzte sie entschlossen hinzu: „Ich brenne darauf, mit Dir über jemand zu reden. Ueber Lauterbach nämlich. Er kommt auch. Und“ — sie unterbrach sich plötzlich. Hinter einer der Korridortüren war Lauterbachs tiefe Stimme hörbar geworden. Jetzt

Schritte.

Gertruds Blick ruhte fast erschrocken auf Senta. Was war das? Sollte? . . . Dann faßte sie sich und sagte ruhig: „Wenn Du nicht willst, daß er Dich hier sieht — es ist Lauterbach!“

Sentas Augen leuchteten auf, während ein jähes Rot ihre blassen Wangen überflog.

„Im Gegenteil — ich will!“ Sie raste ihre Schlittschuhe fester zusammen und sah erwartungsvoll nach der Tür. „Sehr sogar will ich es!“

Aus Frau Santners Zimmer Klang die Klingel. Gertrud, die einen Augenblick wie verloren dagestanden hatte, schreckte auf.

„Du mußt mich jetzt entschuldigen . . . man verlangt nach mir —“

„Ja, ja — laß Dich nicht aufhalten, Gertr!“

Blötzlich warf Senta noch einmal die Arme um Gertruds Hals, rechte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich hab' ihn lieb . . . rasend lieb, mußt Du wissen! So — jetzt geh!“

Und Gertrud ging wie betäubt. Sie sah noch, wie die Tür des Nebenzimmers sich öffnete und zwei strahlende Blicke zueinander flogen.

Dann nahm sie verwirrt am Krankenbett Platz und grübelte bekommen, vor sich hin. Draußen flüsterte es noch eine Weile, dann wurde es still.



Die Großherzogin von Baden mit der Königin von Schweden stattete nach dem Fliegerangriff auf Karlsruhe dem dortigen Ludwig-Wilhelm-Krankenhaus einen Besuch ab und ließen sich die hohen Damen dort im Kreise der Verwundeten photographieren. Wir sehen links die Königin von Schweden, in die Mitte Großherzogin Luise von Baden und rechts Prinzessin Max von Baden.

Tode ihr Wohltäter. Da sie für eine gelähmte Schwester zu sorgen hatte und aus Neigung den Pflegerinnenberuf erwählte, hatte er ihr die Stelle an seiner Klinik verschafft. Seine Frau hatte sich früher ihrer fast mütterlich angenommen. Senta Westendorf, die einst mit Gertrud dieselbe Schule besuchte, war ihre Freundin geworden.

Freilich — seitdem hatten sich die Verhältnisse bedeutend verschoben.

Während Doktor Lauterbach die Korridortür öffnete und ein Strahl blendendes Lichtes von dort auf ihr goldblondes reiches Haar und die feinen, fast klassisch geschnittenen Züge fiel, drückte Westendorf noch einmal in hastiger Dringlichkeit ihre Hand.

„Sie kommen also bestimmt morgen! Ich erwarte Sie!“ jagte er, indem sein Blick sie noch einmal heimlich bewundernd umfaßte.

Gertrud schwieg. Bekommen nahm sie ihren Platz am Krankenbett wieder ein.

Eine Viertelstunde später wurde sie in den Vorjaal gerufen, wo eine zierliche, kleine Dame, mit raffiniertem Eleganz gekleidet, ihrer harzte. Gertrud warf nur einen Blick auf die mädchenhafte Gestalt mit den dunklen Augen, die unruhig aus einem blassen, pitanten Gesichtchen auf sie gerichtet waren, als sie überaus ausrief:

„Senta Du?! Du kommst in die Klinik?“

„Ich hab' ihn lieb . . . rasend lieb.“ Wie ein Ton aus fremder, ferner Welt fielen die Worte ihr immer wieder in die Seele. Sie dachte an die kleine Senta und an den ersten Doktor Lauterbach.

Bisher hatte sie mit der Vorstellung von seiner Person immer nur einen unperfekten Begriff verbunden. Jemand etwas Ideales wie Pflicht oder Arbeit oder Gewissenhaftigkeit. Und nun . . . Sie seufzte tief auf.

Es war gewiß seltsam, aber sie konnte ein Gefühl der Bekommenheit nicht los werden. Diese kleine Senta gehörte zur Schar jener Prinzessinnen, denen die ganze Welt nur ein Magazin voll Spielsachen war. Was suchte sie bei den Arbeitsbienen? Ihnen Lauterbach rauben? Ihren Stolz?

Eine jähe Angst ergriff Gertrud Schenker. Wollte sie einen Mann wie Lauterbach vom sicheren Festland pflichtgetreuer Arbeit in den Strudel ihres unglücklich oberflächlichen Lebens hineinreißen, wie ihre Mutter es mit Westendorf einst getan?

Manche Bemerkung, die ihr verstorbener Vater einst gemacht, fiel Gertrud ein. Sie stammten beide aus derselben Stadt, Westendorf und Georg Schenker. Sie waren Freunde gewesen, damals, als sie gemeinsam ihre Studien absolvierten, gemeinsam schwärmten für die Ideale ihres Berufes. Erst als Westendorf die schöne und reiche Lydia Niemer kennen lernte, entdeckte er plötzlich, daß das „Ideal“ doch „Mumpitz“ sei und es andere, realere Seiten in seinem Berufe gäbe . . .

Er wurde Assistent bei einem berühmten Chirurgen. Er wurde plötzlich sehr geschmeidlich, ehrgeizig und — praktisch. Denn um eine Lydia Niemer zu erringen, mußte man Karriere machen. Sie wäre nie mit der kleinen Wohnung und den bescheidenen Fähigkeiten zufrieden gewesen, die Gertruds Mutter sich als Frau eines kleinen Bezirksarztes gönnen konnte.

Frauen, wie sie, brauchten einen goldenen Rahmen.

Westendorf schaffte ihn. Sehr breit und glänzend sogar, verbrämt mit den Ornamenten seines sich durch allerlei „Glücksfälle“ steigern den Ruhmes. Und er selbst fand immer mehr Geschmack daran, bis er auch ihm Lebensbedürfnis wurde und er vieles, vieles darüber vergaß, was er in der Jugend hochgehalten hatte.

Wer achtet der Blumen am Wegrand, wenn er im Automobil dahinjault? Die blühen doch nur für . . . Fußgänger!

Und nun sollte Lauterbach denselben Weg einschlagen? Gertruds Unruhe wuchs. „Nein,“ murmelte sie unbewußt, „es wäre so schade um ihn! Er ist viel zu gut dafür. Viel zu tüchtig!“ . . .

In den eleganten Gesellschaftsräumen der Westendorfschen Wohnung am Ring wimmelte es von Menschen.

„Eigentlich nur von blendenden Toiletten und großen Namen,“ dachte Gertrud Schenker, die widerwillig gekommen war und nun gelangweilt in einer Ecke des Wintergartens saß, vor wo aus sie einen großen Teil der Räume übersehen konnte. „Menschen sind im Grunde ein seltener Artikel hier.“

Und als sollten ihre Gedanken eine Bestätigung aus fremdem Mund erfahren, klangen plötzlich Stimmen an ihr Ohr. Es waren zwei junge Kerle von der Klinik Westendorfs, Doktor Tiller, sein erster Assistent dort, und Doktor Warberg, der erst vor kurzem aus der Provinz gekommen war, um unter dem berühmten Chirurgen zu arbeiten. Warberg war heute zum erstenmal hier geladen. Er sah erhitzt und abgespannt aus. Beide bemerkten Gertrud nicht.

„Heiliger Nestulap,“ stöhnte Warberg, „ich bin ganz wirr im Kopf! Das ist ja ärger als eine Prüfung! Fortwährend wird man vorgestellt, ohne zu verstehen, wem, gefragt, ohne daß der Frager Zeit hat, die Antwort zu erwarten — und das nennen sie hier „Vergnügen“! Einfach gräßlich, so ein „Sou“.“

Tiller lachte. „Dafür sind Sie aber auch bei dem berühmten Westendorf, der chirurgischen Modetapazität! Natürlich kann's nicht so zugehen, wie bei Frau Schmidt in der Provinz. Uebrigens fast lauter Leute von „Bedeutung“. Da sind die Kollegen des Professors, die Verehrer von ihm, ihr, dem Töchterlein und der Flamme!“

Der kleine Warberg machte große Augen. „Der Flamme? Es ist also wahr, was man sich zuflüstert?“

„Daß Westendorf momentan unsere erste Heldin, die schöne, rotblonde Judith Raden auszeichnet? Natürlich! Er zeichnet schöne Frauen, noch dazu, wenn sie berühmt sind, immer aus. Dieser heimlich in den Salons geflüsterte Klatsch

ist nämlich auch eine Art Tam-Tam für seine Berühmtheit.“

„Und diese Dame — verkehrt hier im Hause?“ „Gott, warum denn nicht, Sie grasgrüner Jüngling? Sie ist ja in ihrer Art auch eine „Kapazität“, als große Künstlerin. Frau Lydia ist viel zu vornehm, um eiferüchtig zu sein, aber doch wenigstens — um es merken zu lassen. Sehen Sie sich doch an, wie sie dort sitzt, gleich einer Adigin, die Cerle hält, die feurige, immer noch schöne Frau! Kann man herzlicher mit einer intimen Freundin plaudern, als sie es soeben mit der Raden tut? So ein Klatsch ist übrigens sehr schick und im Grunde — harmlos.“

Warberg schüttelte verwundert den Kopf. „Daß Westendorf bei den wahnsinnigen Anforderungen seines Berufes noch Zeit findet, jemand den Hof zu machen, ist eigentlich unbegreiflich!“

„Gar nicht! Wahnsinnige Anforderungen“ — Doktor Tiller lachte spöttisch und stieß seinen jungen Kollegen scherzend an — „bah, wozu hätte man denn seine Assistenten und Hilfsärzte? Früher vielleicht, mein Lieber — da hat man gearbeitet und geschuftet wie wir heute, jetzt aber, auf der Höhe — geteufelt man!“

„Aber die Klinik? Das Sanatorium? Es heißt doch, daß Westendorf der eigentliche Besitzer ist.“

„Natürlich! Kömer ist nur Direktor. Aber dort braucht er doch nur täglich einmal durchzulaufen, wenn nicht gerade eine Berühmtheit drin liegt. Alles andere macht Primarius Langsteiner mit den Unterärzten. Auf der Klinik überläßt er fast alles uns. Sie sehen ja, wie sehr wir eingesperrt sind! Ja, ja, lieber Kollege, merken Sie sich das: als Hilfsarzt sind Sie nichts. Höchstens eine Zitrone, die man auspreßt. Als Assistent sind Sie etwas: ein Kastner, das auf der einen Seite Arbeit, auf der anderen die Verantwortung für alles trägt. Dazu als Morgengabe der goldenen Zukunft: die Privatpraxis. Sind Sie aber einmal Professor, haben Sie einem Prinzen mit Glief seinen Schnupfen wegfuriert, dann sind Sie viel, dann kommt der goldene Regen! Dann keine Arbeit und keine Verantwortung mehr — denn dazu sind dann wieder andere da — sondern bloß Geld, Ruhm, gottähnliche Unfehlbarkeit. Dann hat man Karriere gemacht, wird Lebemann, wie Westendorf, und läßt sich's wohl sein auf Erden!“

Als Warberg nicht antwortete, fuhr Tiller



Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

# BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

- Vorläufig gelangen zur Ausgabe:
- Kaiser Wilhelm II.
  - Wilhelm, Kronprinz von Preussen
  - Rupprecht, Kronprinz von Bayern
  - Herzog Albrecht von Württemberg
  - von Beseler, General der Inf.
  - von Bülow, Generaloberst
  - von Einem, General der Inf.
  - von der Goltz, Generalfeldmarschall
  - von Hindenburg, Generalfeldmarschall
  - von Heeringen, Generaloberst
  - von Kluck, Generaloberst

Bildgröße 28x38 cm  
Kartongröße 45x60 cm



half spöttlich, halb neidisch fort: „Manchmal macht man übrigens auch andere Karriere. Da fliegen einem die gebratenen Lenden sozusagen in den Mund. Sehen Sie sich den blauen, schwarzhaarigen Jüngling dort an, der Ernst Lauterbach — der hat's leicht. Er ist Westendorfs Liebling.“

„Aber er ist, so viel ich bisher beurteilen konnte, auch sehr tüchtig und pfllichtgeuer in seinem Beruf. Man sagt, daß er aus Begeisterung Arzt wurde.“

„Um — ja. Ein komischer Schwärmer. Aber das gibt sich bald. Die Hauptsache ist doch, daß Fräulein Senta seinen Kopf interessant findet und ihn seines melancholischen Ausdrucks wegen „den fliegenden Holländer“ nennt. Natürlich soll bei ihr die Geschichte nicht tragisch enden, sondern — vernünftig. Darum muß der Herr Papa den künftigen Schwiegerohn in die richtige Bahn bringen, das heißt: unter die Goldtraube. Nur ist der arme Junge noch von der Universität her etwas belastet mit „Idealen“. Will noch nicht recht daran, wie man sagt. Na — Senta Westendorf wird ihm die Kinderkrankheit ja wohl bald abgewöhnt haben.“

„Und ich bilde mir ein, der kleine, feiste Menich mit dem ewig lächelnden Gesicht, der nicht von Fräulein Sentas Seite weicht, wäre der Auserwählte!“

„Möchte es sein, denn er wünscht brennend Karriere zu machen! Es ist Kurt von Sandruch, Sekundärarzt am Sanatorium. Aber Schön-Senta mag ihn nicht. Natürlich weiß er, warum, und haßt Lauterbach, obwohl er ihn ostentativ seinen „besten Freund“ nennt. Na — kennen Sie sich nur ein bißchen aus, lieber Kollege — ich meine, was die Haupttatsache dieses glänzenden Gesellschaftskreises anbetrifft?“

„So ziemlich, obwohl ich glaube, daß Ihr Geist etwas zu — scharf in den Konturen zeichnet. Uebrigens, was ich schon immer fragen wollte: da ist auf der Klinik eine blonde Krankenpflegerin —“

„Ah, Sie meinen die Schenker? Um, die“ ... Er verstummte, denn Gertrud hatte sich, als sie

ihren Namen hörte, reich erhoben und schritt nun, ohne die beiden Herren, deren Gespräch sie kaum beachtet hatte, eines Blickes zu würdigen, in den anstoßenden großen Salon.

Marbergs Blick folgte ihr verträumt. „Das ist sie! Wie anmutig und vornehm zugleich sie sich bewegt! Und das prachtvolle Goldhaar!“

Auch Tiller sah Gertrud nach. Aber in seinen kalten, graugrünen Augen lag ein spöttischer Ausdruck.

„Es scheint, „Madonna Gertrud“ hat es Ihnen ein wenig angetan, Marberg? Verlorene Mühe? Die ist kalt wie eine Hundschnauze, immer „Noli me tangere“, will weder von Männern noch vom Heiraten was wissen. Höchstens Lauterbach, mit dem sie an Ueberpanntheit — Sie nennen es



**Steckenpferd-Teerschwefelseife**  
Bestbewährt gegen alle Hautunreinigkeiten.  
Überall zu haben! Stück 50 Hg.

„Begeisterung für ihren Beruf!“ — wetteifert, findet Gnade vor ihren Augen.“

„Lauterbach? So? Der ist also so glücklich —“

„Ob es ihn glücklich macht, weiß ich ja nun gerade nicht. Aber das ist sicher: Prinzessin Senta wird in ihrem Bemühen, Lauterbach vom armen Teufel in einen annehmbaren Heiratskandidaten umzuwandeln, vielleicht eines Tages auf gefährliche Gegenminnen stoßen, die ihr Freundin Gertrud in aller Unschuld legte.“

„Sobald lagten Sie, Fräulein Schenker wollen nicht heiraten?“

(Fortsetzung folgt.)

### Rätsel-Ecke

#### Rätsel.

I.  
Das Erste glüht die Sonne, so ward es mild und zart,  
Das Zweite glüht im Feuer und wurde spröde und hart;  
Das Ganze jaßt, was neue Blut  
Ergießt in einer Blut.

Schleiermacher.

#### II.

Fürsten, die es sonst getan,  
Sind nun längst gestorben.  
Nur es ein gemeiner Mann,  
Ist er dran verstorben.  
Nur der Weinvirt, der es tut,  
Hat dadurch erworben.

Rudert.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer.

I. Polmarshall. — II. Flug und Fisch. — III. Wiene, Honig.

### Für Musikliebhaber.

In diesem gewaltigen Kampfe, den die Völker Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, getreu Seite an Seite, gegen eine ganze Welt von Feinden so glänzend bestehen, erschien gerade zur rechten Stunde im Verlage der Preussischen Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50, „Gebet des Kaisers“ für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

Der stimmungsvolle Text von H. Scheff, der die siegesgewisse Gottergebenheit des ehrwürdigen Monarchen wiedergibt, wird durch die Vertonung zu besonders tiefgehender Wirkung gebracht, sie ist von dem seinerzeit durch den Michael-Beer-Preis ausgezeichneten und durch seine kirchlichen Kompositionen bekannt und geschätzten Königl. Professor und Musikdirektor **Oscar Pafsch** bewirkt und zeigt eine kraftvoll volkstümliche und doch edle und wohlklingende Melodie. — Allen Patrioten sei dieses recht zu Herzen gehende Werk bestens empfohlen. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder von der Preussischen Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50. Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

### Für Damen!

Gibt es wirklich ein Mittel zur Erzielung schöner Körperformen, zur Erlangung eines idealen, hübschen festen Busens, ohne die Taille zu erweitern? Junge Mädchen, junge Frauen und auch ältere Damen verlangen sofort ankündigende Broschüre diskret völlig kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 20 Pfg. für Porto in verschlossenen Doppelbrief ohne Aufdruck durch Dr. med. H. Seemann, G. m. b. H. in Sommerfeld 288 (Bezirk Frankfurt/Oder). Zahlreiche Anerkennungen von Aerzten und Damen jeden Alters, aller Kreise. Die bekannte Aerztn Frau Dr. von K. in P. wandte infolge wiederholten Stillens die Präparate bei sich selbst an und stellte ein glänzendes Zeugnis nicht nur über die Vergrößerung, sondern auch über die Festigkeit des Busens aus. Beachten Sie genau: Wirkung absolut unschädlich, ohne Erweiterung der Taille.

### Kaufe mein Bett.

Beschaffen rot, dicht Daunendecken, grobe Pfaffenst. Ober- u. Unterbetten u. 2 Bettm. mit 20 Fund neuen Korbmatrasen, das Gebett M. 30.—, das selbe Bett mit Daunendecke M. 35.—, hübsches herrschaftl. Damenbett M. 40.—, Zweifachbett f. jed. jedes Bett M. 5.— mehr. Nichterf. Geld an d. Bettfedern billig. Nat. rei. 30.000 Pfunden. 1050 Laufstraße, Bettenfabrik Th. Kraneis, Kassel 44.

### Gallenstein-

Nierenstein-, Griefel-, Leber-Leidenden hilft mein Mittel sofort. 4 gr. Fl. 3,50 M. Keine Operation nötig. Bei Nichterfolg Betrag zurück. Apotheker Dr. A. Lecker, G. m. b. H. in Jessen 258 bei Gassen (Reg.-bez. Frankfurt).

### Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung

### Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen, welche den **wirtschaftlichen** Kampf durchzuhalten haben. **Schwere Leiden** sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfadern. Bei Beingeschwürten, Aderbeinen, Geschwülsten, Entzündung, nasser Flechte, Salzfuss, trockener Flechte, Gelenkverrückung, Steifigkeit, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Elefantiasis verlanget Sie Gratisbroschüre, Lehren u. Ratschläge für Beleidende" vom Sanitätsrat Dr. R. Weiss & Co., Hamburg Z. 5.



## Karte von Frankreich

Maßstab 1:1.000.000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korlika, sämtliche, auch die kleinsten Ortstafeln und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weiltichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zulassung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

## Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Esuchen empfehlen:

## Gebet des Kaisers

von Harry Scheff

Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

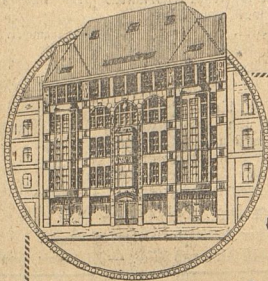
von Oscar Pafsch

Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

# Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265  
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

## An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

**in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,**

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

## Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserer Verlage erscheint:

### Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Befassung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

### Wilhelm Greve's

### Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265

## Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

## Lungenleidenden,

sowie allen, die an Asthma, Bronchialkatarrh, hartnäck. Husten, Verschleimung usw. leiden, hilft mein bewährtes Mittel, à gr. Fl. 2.50 M. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 258, bei Gassen.

## Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstraße 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr
Französischer Rotwein	1,—
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweineähnlich	1,50

— In Korbfässchen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

### Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,—
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

### Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

### Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensingener	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

exklusive Glas